

MARGERY SHARP

DIE
ABENTEUER

DER
Cluny



ROMAN

Brown



EISELE

Margery Sharp
Die Abenteuer der Cluny Brown

MARGERY SHARP

DIE ABENTEUER DER

Cluny Brown

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN
VON WIBKE KUHN

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:
www.eisele-verlag.de



Die Originalausgabe »Cluny Brown«
erschien 1944 bei Collins, London.

Taschenbuchausgabe
1. Auflage März 2019

© 1944 Margery Sharp

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe
Julia Eisele Verlags GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-96161-058-7

Für Geoffrey Castle

1. KAPITEL

I

MR. PORRITT, seines Zeichens erfolgreicher Klempner, war in Gedanken so sehr mit Cluny Brown beschäftigt, dass er seine Bushaltestelle verpasste und infolgedessen das sonntägliche Dinner versäumte, das ihn bei seiner Schwester erwartete. Das war allerdings kein großer Verlust. Das Essen mochte ja ganz gut sein, denn Addie hatte schon ihre Qualitäten, aber sie konnte sich so schrecklich an einem Thema festbeißen. Und derzeit hatte sie sich an Cluny Brown festgebissen.

Mr. Porritt zahlte einen Penny nach und stieg bei Notting Hill Gate aus dem Bus. Tatsächlich hätte er noch reichlich Zeit gehabt, zu Fuß nach Marble Arch zurückzugehen und wie immer die Edgware Road hinunterzuspazieren, aber dann überkam ihn ein jäher Freiheitsdrang, und er lenkte seine Schritte stattdessen den Kensington Gardens zu. Er war seit über einem Jahr nicht mehr in den Parkanlagen gewesen – um genau zu sein, seit dem Tag nicht mehr, als er seine Frau beerdigt und danach einen langen, verbissenen Spaziergang durch sämtliche Londoner Parks gemacht hatte, um sich an den Gedanken

zu gewöhnen, dass Mrs. Porritt nicht mehr war. Es kostete ihn einige Mühe – sie waren sechsundzwanzig Jahre verheiratet gewesen, und es hatte niemals ein böses Wort zwischen ihnen gegeben – aber irgendwann unterwegs traf Arnold Porritt ein Arrangement mit der Vorsehung. Er würde weitermachen wie bisher, seine Pflichten als Klempner und seine Pflichten an Cluny Brown erfüllen. Doch wenn er dereinst nicht mit seiner Floss wieder vereint werden würde, dann würde er auf die Barrikaden gehen. Mr. Porritt war ein Mann mit ausgeprägtem Gerechtigkeitsgefühl.

Für einen Februartag war es ungewöhnlich mild. Ein paar robuste Naturen saßen auf Stühlen vor der Orangerie und hielten das Gesicht in die Sonne, vor Backsteinmauern, die der Sonne schon seit dreihundert Jahren ausgesetzt waren. Hier war es immer wärmer als an allen anderen Stellen in der Anlage. Nachdem er eine Runde um den Rasen gedreht hatte, setzte Mr. Porritt ebenfalls den Fuß auf diese Terrasse. Da er keine unbesetzte Bank fand, suchte er sich eine aus, auf der eine gefällig aussehende einzelne Dame saß. Sie sah nicht mehr jung aus, wie Mr. Porritt fand, und sie konnte auch früher nicht attraktiv gewesen sein. Als der Blick der Dame auf Mr. Porritt fiel, beurteilte sie ihn als entschieden wunderlich, und sie wären beide äußerst überrascht gewesen, hätten sie die Meinung des anderen erfahren.

Die Dame hatte ein Buch auf dem Schoß, doch Mr. Porritt hatte seine Zeitung im Bus vergessen und war deswegen wehrlos gegen die wohlbekanntesten Auswirkungen von Nähe in einem öffentlichen Park. Es dauerte keine fünf Minuten, bis der Wunsch, sich einem fremden Menschen anzuvertrauen, übergroß wurde. Er hüstelte

zur Einleitung, bevor er eine Bemerkung machte, wie ungewöhnlich mild es für die Jahreszeit sei.

»Köstlich«, meinte die Dame. Ihre Stimme und dieses einzelne Wort machten Mr. Porritt klar, dass sie tatsächlich eine Dame war. Eine Tatsache, die er angesichts ihres Hutes und ihres Make-ups angezweifelt hatte.

»Da wünschte ich glatt, dass meine Nichte hier wäre«, sagte Mr. Porritt.

»Ja, Kinder lieben diese Parkanlagen«, nickte die Dame leutselig.

»Sie ist kein Kind mehr«, sagte Mr. Porritt.

Die Dame warf ihm einen aufmunternden Blick zu. Sie wartete auf einen jungen Mann, der ihr Liebhaber werden sollte, wenn alles nach ihren Wünschen lief. Sie fand, dass es ihr eine pikante Note verleihen würde, wenn er sie in einer Unterhaltung mit einem Mann anträfe, der so wunderbar war, so abseitig, insgesamt so gar nicht in ihre Welt passend wie Mr. Porritt. Während sie lächelte, hörte sie im Geiste die Bruchstücke eines Dialogs – »*Die Leute sprechen mich ständig an!*«, würde sie sagen. »*Manchmal komme ich mir vor wie dieser Mann bei Kipling, der ganz still sitzen blieb und die Tiere über sich hinweglaufen ließ.*« Oder war Kipling schon ein klein bisschen zu ... altmodisch? »Wie dieser Mann im Dschungel«, konnte sie ja sagen – und seine Herkunft im Ungewissen lassen.

»Sie ist zwanzig«, fuhr Mr. Porritt fort. »Eine Waise. Die Tochter meiner Schwägerin. Manchmal weiß ich nicht so recht, wie ich mit ihr umgehen soll.«

»Zwanzig ist ein schwieriges Alter.«

»Sie ist nicht wirklich schwierig. Es ist eher ...« Mr. Porritt runzelte die Stirn. Er überlegte, er sann nach und

versuchte wie schon so oft zuvor, den Kern der Schwierigkeiten zu fassen zu kriegen. Cluny Brown war gutmütig, fügsam und hatte genauso viel Verstand wie die meisten Mädchen ...

»Ist sie hübsch?«

»Völlig unscheinbar.«

»Attraktiv?«

Mr. Porritt, der die Frage schon beantwortet zu haben meinte, schüttelte nur den Kopf, und die Dame lächelte. Sie war selbst unscheinbar, aber niemand hätte sie als unattraktiv bezeichnen können. (Mr. Porritt wahrscheinlich schon, aber diese Frage würde höchstwahrscheinlich nicht berührt werden.)

»Vielleicht hat sie einen Minderwertigkeitskomplex?«

»Sicher nicht«, sagte Mr. Porritt. Er kannte sich zwar nicht aus mit Komplexen, aber jeder Gedanke an Minderwertigkeit lag seiner Nichte so fern, dass ihm auf einmal im Gegensatz dazu klar wurde, nach welchem Stichwort er gesucht hatte. »Die Schwierigkeit bei der jungen Cluny ist die«, erklärte Mr. Porritt, »dass sie anscheinend nicht weiß, wo ihr Platz ist.«

Da, nun war es heraus. Das war Cluny Browns Verbrechen. Ihr Onkel hätte gar nicht in Worte fassen können – nicht mal gegenüber einem fremden Menschen, in einem Park – wie viel Unbehagen ihm das bereitete. Zu wissen, wo man seinen Platz hat, war für Arnold Porritt die Grundlage für jegliches zivilisierte, vernünftige Leben: Wenn man sich schön an seine eigene Klasse hielt, konnte man gar nichts falsch machen. Ein rechtschaffener Klempner, der seine Gewerkschaft hinter sich wusste, konnte einem Herzog ins Auge sehen, und ein rechtschaffener Müllkutscher, der *seine* Gewerkschaft hinter

sich wusste, konnte Mr. Porritt ins Auge sehen. Herzöge hatten freilich gar keine Gewerkschaft, und Mr. Porritt fand, dass sie nicht besonders selbstbewusst in Erscheinung traten.

»Aber wo ist denn ihr Platz?«, fragte die Dame amüsiert.

Mr. Porritt hielt das für eine bemerkenswert törichte Frage. Er fand, jeder, der *ihn* ansah, müsse sich sofort darüber im Klaren sein, wo der Platz seiner Nichte war. Aber er hatte eine gute Antwort parat, die reinste Bombe, die explodieren zu lassen ihm keinesfalls widerstrebte.

»Ich werde Ihnen sagen, wo ihr Platz *nicht* ist: im Ritz«, erklärte Mr. Porritt, und erneut überraschte er sich selbst. Denn genau das hatte die junge Cluny dieser Tage gemacht: Sie war ganz allein ins Ritz gegangen und hatte eine Tasse Tee getrunken, weil sie wissen wollte, wie es dort war. Zwei Shilling Sixpence hatte sie das gekostet, und dazu hatte es nicht mal Heringspastete gegeben. Sie hatte es ihm selbst erzählt, ohne ein Geheimnis aus ihrer Verrücktheit zu machen. Als wäre es ihr gar nicht in den Sinn gekommen, sie könnte irgendetwas Ungehöriges getan haben. Es befriedigte Mr. Porritt, dass seine neue Bekanntschaft (trotz *ihrer* Verrücktheit) angemessen verdattert aussah.

»Das ist Cluny, wie sie leibt und lebt«, schloss er düster triumphierend. »Sie hat einfach keine Ahnung, was sich gehört.«

»Cluny?«, wiederholte die Dame.

»Cluny Brown. Cluny ist nur ihr Spitzname, eigentlich heißt sie Clover«, erklärte Mr. Porritt. Er hielt inne und wartete ab, ob der große junge Mann, der sich in diesem Moment näherte, vorhatte, sich zu ihnen auf die

Bank zu setzen. Doch die Dame (die den Neuankömmling schon etwas früher entdeckt hatte), beugte sich angeregt vor.

»Wissen Sie«, sagte sie schnell, »ich finde, Ihre Nichte klingt außergewöhnlich charmant. Sie dürfen sie nicht unterdrücken, Sie müssen sie in ihrer Entwicklung fördern. Es könnte gut sein, dass in ihr ein ganz besonderer Charakter steckt.«

Dann wandte sie sich jäh ab und sah, wie der junge Mann auf sie und ihren Sitznachbarn herablächelte. Mr. Porritt wusste sofort, dass es für ihn an der Zeit war, das Feld zu räumen.

II

»Wer zum Teufel war das denn?«, fragte der junge Mann, als er sich hinsetzte.

Die Dame zog ein belustigtes Gesicht.

»Ich hab keine Ahnung. Wenn ich im Park bin, sprechen mich ständig Leute an. Manchmal komme ich mir vor wie dieser Mann im Dschungel, der ganz still sitzen blieb und die Tiere über sich hinweglaufen ließ.«

»Eines schönen Tages wird dich noch jemand überfallen.«

»Mein Lieber, du weißt doch, dass ich nur anständige Menschen anziehe.«

Sie mussten beide lachen. Der junge Mann sah Mr. Porritt nach, der bereits in der Ferne verschwand, und schüttelte den Kopf.

»Der alte Hallodri! Hat er dir erzählt, dass seine Frau ihn nicht versteht?«

»Überhaupt nicht. Er hat mir alles Mögliche von sei-

ner Nichte erzählt, einer jungen Person namens Cluny Brown – Cluny ist nur ihr Spitzname, eigentlich heißt sie Clover –, und sie ist ins Ritz gegangen und hat dort Tee getrunken.«

»Meine Liebe, du bist großartig!«, sagte der junge Mann. »Alle Achtung, das ist ja unglaublich! Aber warum denn das Ritz?«

»Weil sie nicht weiß, wo ihr Platz ist.«

»Das ist ja empörend! Empörende Cluny Brown! Die würde ich ja gern mal kennenlernen.«

Da das ohnehin nicht in Frage kam, konnte die Dame gefahrlos sagen, sie teile diesen Wunsch, doch dann hatte sie das Gefühl, dass langsam aber sicher genug über Cluny Brown gesprochen worden war, ja, dass sie allmählich vielleicht sogar etwas lästig wurde, und so bat sie darum, dass man sie jetzt zum Lunch ausführte.

III

Es war halb drei, als Mr. Porritt das Haus seines Schwagers Trumper in der Portobello Road betrat. Die offene Haustür und eine Handschaufel, die in einer Ecke steckte, verrieten, dass Trumper ein bisschen im Garten gearbeitet und es wieder drangegeben hatte. Im Hausinneren roch es nach Linoleum und Messingpolitur, und Mr. Porritt schnüffelte anerkennend. Das musste man seiner Schwester lassen, die wusste wirklich, wie man einen Haushalt führt. Alles blitzblank. Alles hatte seinen Platz und war auch an seinem Platz. Mr. Porritt hängte seinen Hut auf und ging ins Vorzimmer, wo er Trumper vorfand, der dort in Hemdsärmeln saß und die *News of the World* las.

»Da wär ich«, sagte Mr. Porritt.

»Na, ich dachte schon, du hättest dich überfahren lassen«, sagte Trumper.

»Falschen Bus genommen«, erklärte Mr. Porritt.

»Schon gegessen?«

»Nur einen Happen«, sagte Mr. Porritt.

Er setzte sich hin, zog die Stiefel aus und stellte sie ordentlich auf das unterste Fach eines Bambusmöbels. Oben auf dem Möbel lag ein Chenilledeckchen, ein Messingtablett, ein Messingtopf und im Messingtopf ein hübscher Gummibaum; das Ganze stand genau da, wo es stehen sollte, exakt in der Mitte vor dem Erkerfenster.

»Du hast draußen eine Handschaukel stehen lassen«, sagte Mr. Porritt.

»Jaja«, nickte Trumper. »Wo ist denn unsere Cluny?«

»Im Bett.«

»Wie, ist sie krank?«

»Nein, sie hat da so einen Artikel in der Zeitung gelesen«, sagte Mr. Porritt. In dem Moment fiel ihm ein, dass er seine eigene Zeitung im Bus hatte liegen lassen. Jetzt hätte er sie gern gehabt, denn es war für seinen Geschmack genau die richtige Zeit und der richtige Ort, um gemütlich ein wenig zu lesen. Es war auch für Trumpers Geschmack genau die richtige Zeit und der richtige Ort, und sobald er fertig war, wäre Addie damit dran. Schon bemerkenswert, wie die Leute nichts mehr zu wurmen schien, als wenn ihnen ihre Sonntagszeitung weggenommen wurde. Mr. Porritt fiel wieder ein Paradebeispiel aus seiner eigenen Erfahrung ein: Als die Schwester seiner Frau nach dem Tod ihres Mannes, des armen Kerls, mit der kleinen Cluny auftauchte, war klar, dass man die bei-

den aufnahm und ihnen ein Zuhause gab. Da waren sich Floss und er einig, beide taten es bereitwillig und von Herzen gern. Clunys Mutter benahm sich auch genau so, wie es sich gehörte, abgesehen von der einen dummen Angewohnheit, Mr. Porritt immer die Sonntagszeitung wegzunehmen, bevor er damit fertig war. Er verlor nie ein Wort darüber, aber just diese eine Angewohnheit ärgerte ihn so sehr, dass er allmählich eine regelrechte Abneigung gegen seine Schwägerin entwickelte. Eine Weile kaufte er sogar zwei Zeitungen, doch das war noch schlimmer. Sie wollte sie stückweise lesen, ein Stückchen hier, ein Stückchen da, und sie brachte die Teile durcheinander und stiftete so viel Chaos, dass man am Ende nicht mal mehr den Fußballteil finden konnte. Trotzdem war sie auf ihre Art eine nette Frau gewesen, und als sie an einer Lungenentzündung starb, war Mr. Porritt selbst überrascht, wie traurig er war ...

»Wie ich sehe, ist Eden zurückgetreten«, bemerkte Trumper. »Ich schätze, er weiß, was die Stunde geschlagen hat.«

»Wenn du mich fragst, steht uns Ärger mit diesem Mussolini ins Haus«, sagte Mr. Porritt, »und mit diesem Hitler genauso. Ich traue den Burschen nicht.«

»Ich auch nicht. Dieses Land hätte schon längst ...«

Normalerweise hätten sie jetzt ein gutes, gediegenes Männergespräch geführt, aber in diesem Moment ging die Tür auf, und Addie kam hereingeplatzt. Sie war vier Jahre jünger als ihr Mann, fünf Jahre jünger als Mr. Porritt, aber das hätte man niemals erraten, denn sie legte nicht viel Wert darauf, jünger auszusehen. Sie legte viel Wert darauf, sauber und ordentlich und robust auszusehen, und das gelang ihr bis zur Perfektion.

»Da bist du ja!«, rief sie und musterte ihren Bruder, als wollte sie sicher gehen, dass er wirklich da war. »Was ist denn passiert?«

»Falschen Bus genommen«, erklärte Mr. Porritt.

»Schon gegessen?«

»Nur einen Happen«, sagte Mr. Porritt.

»Wo ist Cluny?«

»Im Bett.«

»Wie, ist sie krank?«

»Nein«, sagte Mr. Porritt geduldig. »Sie hat da so einen Artikel in der Zeitung gelesen, dass es den Nerven gut tut und den ganzen Körper belebt, wenn man einen Tag lang im Bett bleibt und nur Orangen isst.«

Einen Augenblick starrte Addie Trumper ihn sprachlos an, und ihre Kiefer begannen zu arbeiten. Sie riss die Augen auf. Unwillkürlich machten sich ihr Mann und ihr Bruder auf eine Tirade gefasst.

»Du lieber Himmel!«, rief Addie Trumper. »Was meint sie eigentlich, wer sie ist?«

Da war sie wieder, die unvermeidliche Frage, die Cluny Brown immer wieder herauszufordern schien, obwohl die Antwort doch so offensichtlich schien. Denn wofür hätte man sie schon halten sollen? Ihr Vater ein verstorbener Lastwagenfahrer, ein Onkel Klempner, ihre verstorbene Mutter die Schwägerin dieses Klempners, ihr anderer Onkel ein Gepäckträger (bei der Great Western Railway) – wie konnte es da irgendeinen Zweifel geben, für wen sie sich halten durfte? Es lag doch auf der Hand. Aber wenn Mr. Porritt diese Frage einmal gehört hatte, hatte er sie tausend Mal gehört. Er stellte sie sich sogar selbst. Allerdings konnte er weder sich noch Addie Trumper eine Antwort geben.

»Was unsere kleine Cluny braucht«, verkündete Mrs. Trumper und holte tief Luft. »... das hab ich schon immer gesagt und ich kann es nur immer wiederholen – sie braucht eine Stellung. Eine gute Stellung unter einer strengen Haushälterin. Hör auf meine Worte.«

Doch Mr. Porritt hatte nicht vor, sich von ihr unter Druck setzen zu lassen.

»Und ich hab dir schon gesagt, dass ich nicht auf sie verzichten kann. Ich muss jemanden haben, der ans Telefon geht, wenn ich nicht zu Hause bin.«

»Ach, was du überhaupt mit einem *Telefon* willst!«

Mr. Porritt und Trumper tauschten einen brüderlichen Blick. Natürlich brauchte ein Klempner ein Telefon: Die Hälfte der Aufträge – die dringenden sowieso – kamen per Telefon. Das war einer der Gründe für Mr. Porritts Erfolg: Man konnte ihn immer erreichen. Die Leute riefen ihn um Mitternacht oder sogar noch später an, und selbst wenn Mr. Porritt dann nicht mehr losging, spendete sein feierlich-professioneller Ton den Leuten Trost, und wenn er versprach, dass er gleich am nächsten Morgen zu ihnen kommen würde, machten sie sich meistens gar nicht mehr die Mühe, noch einen anderen zu suchen. Selbstverständlich brauchte er ein Telefon ...

»Und überhaupt«, sagte Mrs. Trumper, jetzt zu ihrem Gatten gewandt, »hast du draußen eine Handschaufel stehen lassen.« Mit diesen Worten schnappte sie sich die *News of the World* und war schon wieder verschwunden.

Es dauerte eine Weile, bis sich die Stimmung wieder gelegt hatte. Die zwei Männer sagten nichts und bewegten sich nicht, wie zwei Fische auf dem Grund eines aufgewühlten Teichs. Mr. Porritt schaute seinen Schwager entschuldigend an und griff langsam nach seinen Stiefeln.

»Du musst jetzt nicht gehen«, meinte Trumper freundlich.

»Ach, ist besser so«, meinte Mr. Porritt.

»Mach, was du für richtig hältst. Unsere kleine Cluny ist dir eine Hilfe, und wenn du sie bei dir behalten willst, geht das Addie gar nichts an.«

»Stimmt«, sagte Mr. Porritt. Trotzdem band er seine Stiefel zu. »Aber *dir* kann ich's ja sagen: Ich mach mir Sorgen.« Er hielt inne. Zum einen war es der Tee im Ritz, aber da war noch etwas, was er nicht mal gegenüber der Dame im Park erwähnt hatte. »Man hat sich auf der Straße an sie rangemacht.«

Trumper stieß einen leisen Pfiff aus.

»An sie rangemacht? An Cluny?«

»Zwei Mal in der letzten Woche«, sagte Mr. Porritt. »Das erste Mal hat sie es mir erzählt, das zweite Mal hab ich es selbst beobachtet. Mitten in der Stadt, vor einem Geschäft: Da haben sich Cluny und so ein Kerl unterhalten. Er hat sich allerdings schnell davongemacht, als er mich gesehen hat.«

»Das will ich meinen«, sagte Trumper anerkennend.

»Cluny hat erzählt, sie hat sich gerade die Hüte im Schaufenster angeschaut, da kommt dieser Kerl und fragt sie, ob ihr einer davon gefällt. Cluny meint, nein, sie schaut nur zum Zeitvertreib. Woraufhin *er* sagt, vielleicht würden sie ja was Besseres finden, wenn sie gemeinsam zum West End weiterbummeln. In dem Moment kam ich dazu.«

»Sie wäre natürlich nie mitgegangen.«

»Hat sie auch gesagt. Sie meinte, sie wollte noch eine Sendung im Radio anhören. Aber was ich einfach nicht verstehe – warum? Man kann sie ja nun wirklich nicht hübsch nennen ...«

»Völlig unscheinbar«, stimmte Trumper im Brustton der Überzeugung zu. Eine Weile überlegten sie beide. »Und das andere Mal – war das derselbe Kerl oder ein anderer?«

»Ein anderer. Vorm Kino.«

»Sie sollte nicht so viel herumlungern.«

»Na ja, was soll ein Mädchen schon machen?«, verteidigte sie Mr. Porritt. »Darf sie nicht mal in ein Schaufenster gucken? Vielleicht – das hab ich dir gar nicht erzählt, aber ich habe heute mit einer Dame über Cluny gesprochen –, vielleicht behandeln wir sie auch falsch. Vielleicht sollte man sie nicht so viel schelten, sondern ihr irgendwie helfen, sich zu entwickeln.«

»Ganz sicher nicht«, meinte Mr. Trumper entschieden. »Wer auch immer dir das gesagt hat – sie kannte Cluny nicht.«

Das war so wahr, dass Mr. Porritt es schlecht abstreiten konnte. Aber er schwieg eine Weile trotzig. Die Ernsthaftigkeit, mit der die Dame gesprochen hatte, kurz bevor sie unterbrochen wurden, hatte ihn doch beeindruckt. Seine Einstellung zu seiner Nichte war irgendwie nachgiebiger geworden. Er war bereit, etwas für sie zu tun, wenn nötig, würde er ihre Alltagsroutine durchbrechen. In seinem Hinterkopf keimte der Gedanke auf, Cluny könnte vielleicht Maschinenschreiben lernen.

»Und dann dieser Unfug mit den Orangen«, fügte Trumper mit kaum verhohlenem Missfallen hinzu.

»Sie hat sie selbst bezahlt. Und ich kann dir ganz ehrlich sagen«, fuhr Mr. Porritt fort, der sich nicht genierte, seine Schwäche einzugestehen, »ob das nun Unfug ist oder nicht – ich mache mir solche Sorgen um sie, da be-

ruhigt mich der Gedanke, dass sie zu Hause im Bett liegt.
Da kann wenigstens nichts passieren.«

Er sagte (wie immer) das, was er für die Wahrheit hielt.

2. KAPITEL

I

DASS CLUNY Brown nicht im Bett war, ja, nicht mal im Haus, war ausschließlich ihrem Pflichtbewusstsein geschuldet, einer Eigenschaft, derer sie eher selten gerühmt wurde. Der Zeitungsartikel hatte betont, dass man absolute Ruhe einhalten sollte, vorgezogene Vorhänge und keinerlei Störung wie etwa durch Telefonanrufe. Cluny hatte die Vorhänge vorgezogen, konnte aber die Leute nicht davon abhalten, den Klempner anzurufen, und als kurz vor drei der Apparat klingelte, schwang sie ihre langen Beine widerwillig (aber pflichtbewusst) aus dem Bett und rannte barfuß ins Erdgeschoss.

»Hallo?«, sagte Cluny mit ihrer tiefen Stimme.

Eine Männerstimme antwortete – dringlich, brüsk und barsch, mit diesem Unterton von Gekränktheit, der allen Leuten eigen ist, die Probleme mit der Wasserversorgung haben.

»Bin ich da beim Klempner? Ich möchte, dass sofort jemand vorbeikommt ...«

»Der Klempner ist nicht im Haus«, sagte Cluny.

»Können Sie ihn nicht erreichen?«

Cluny überlegte. Es war nicht die Art Wetter, bei dem Wasserrohre platzen, und das wäre die einzige Katastrophe gewesen, für die sie den Sabbat ihres Onkels gestört hätte.

»Nein«, sagte sie.

»Oh Gott!«, rief die Stimme leidenschaftlich. »Das geht nicht! Das ist unerhört! Gibt es denn nicht noch jemand? Wer sind Sie denn?«

»Cluny Brown«, sagte Cluny.

Es gab eine kurze Pause. Als die Stimme weitersprach, war der Ton doch schon ein wesentlich anderer.

»Sie war nur die Tochter des Klempners ...«

Cluny, die diesen obszönen Spottvers schon öfter gehört hatte, legte auf und ging nach oben. Sie schlüpfte ins Bett, streckte sich wieder aus und entspannte sich ganz nach Anweisung, Gelenk für Gelenk, von den Zehen bis zum Hals. »Und jetzt tun Sie so, als wären Sie eine Perserkatze«, hatte es in dem Artikel geheißen. Doch Cluny, die weniger romantisch als vielmehr präzise dachte, fühlte sich eher wie eine der langen, grünen oder roten wurstförmigen Rollen, die von Straßenhändlern verhökert werden und die Zugluft unter den Türen abhalten sollen. Aber wahrscheinlich war das egal ... Aber es war nicht egal, dass das Telefon erneut klingelte, gerade als sie den erwünschten Zustand wieder erreicht hatte. »Lass es klingeln«, dachte Cluny und ging zum nächsten Schritt über, der vollkommenen geistigen Leere. Aber das gelang nicht recht, wegen des Telefons. Es klingelte immer weiter, bis sie irgendwann nicht anders konnte, als wieder aufzustehen und abzunehmen.

»Miss Brown?«, sagte die Stimme. »Bitte entschuldigen Sie.«

»Und dafür haben Sie mich jetzt aus dem Bett geholt?«, rief Cluny empört.

Wieder entstand eine Pause, und hätte Mr. Porritt zugehört, wäre er ganz auf der Seite des Anrufers gewesen. Wenn man einen Klempner anruft, erwartet man eben einfach keinen ... nun ja, man erwartet eben keine Cluny.

»Du liebe Güte!«, rief die Stimme besorgt. »Sind Sie krank? Soll ich Ihnen Weintrauben bringen?«

»Keine Weintrauben – Orangen.«

»Wie?«

»Die Kur. Aber ich bin nicht krank.« (Nachdem sie nun schon so viel gesagt hatte, dachte sich Cluny, dass sie die ganze Sache erklären musste.) »Dazu bleibt man vierundzwanzig Stunden im Bett und trinkt Orangensaft – aber ich schätze, es ist dasselbe, wenn man sie nur auslutscht – dann wird der ganze Körper wunderbar belebt.«

»Sie hören sich auch so an, als ginge es Ihnen schon besser.«

»Es geht mir auch besser«, bestätigte Cluny.

»Es geht Ihnen nicht zufällig gut genug, um vorbeizukommen und nachzuschauen, was bei meinem Waschbecken kaputt ist?«

Cluny zögerte. Tatsächlich fühlte sie sich sehr gut. Wie sie hier so in der Zugluft stand, in ihrem Nachthemd, mit nackten Füßen auf dem nackten Linoleum, fühlte sie sich außerordentlich gut, von oben bis unten. Bis auf die Stelle an ihrer Unterlippe, die etwas wund war, weil sie die ganze Zeit Orangen gelutscht hatte. War es möglich, dass die Kur schon gewirkt hatte? Und wenn ja, sollte sie nicht den geschäftlichen Pflichten Genüge tun und den Auftragsbüchern ihres Onkels vielleicht sogar

einen neuen Kunden hinzufügen? Ein Waschbecken, das klang nicht allzu ernst, wahrscheinlich war es einfach nur verstopft, und die meisten Leute besaßen nicht genug praktischen Verstand, um einfach den Siphon aufzuschrauben.

»Ich geb Ihnen auch zehn Shilling, weil Sonntag ist«, lockte die Stimme, »und Sie können sich ein Taxi nehmen. Carlyle Walk 10 A, Chelsea. Kommen Sie?«

»In Ordnung«, sagte Cluny und griff pflichtbewusst nach dem Auftragsbuch, um es einzutragen.

II

Der geziemende Aufzug für eine junge Dame, die an einem Sonntagnachmittag zu einem Herrn geht, um sein Waschbecken zu reparieren, ist niemals von berufener Seite geklärt worden. Sie ging ganz in Schwarz, weil sie noch Trauer um Mrs. Porritt trug, und dieser Umstand war zu diesem Zeitpunkt ihrer Laufbahn nicht ganz ohne Bedeutung. Es erklärte zum Beispiel, wie sie im Ritz einen Tisch bekommen hatte. Cluny, die ungewöhnlich groß war und dünn wie ein Hering, sah in einem schlichten schwarzen Mantel sehr gut aus. Von hinten wirkte sie elegant, nur wenn man sie dann von vorne sah, verdarb ihr Gesicht den Eindruck. Doch nach zwanzig Jahren hatte sich Cluny an ihr Gesicht gewöhnt, und wenn sie sich abpuderte, konnte sie es betrachten, ohne mit ihrem Aussehen zu hadern: dünne Wangen, großer Mund, große Nase, kein bisschen Farbe – ein kurzes Gesicht von der Stirn bis zum Kinn, dafür ausgeprägte, breite Kiefer und dickes schwarzes Haar, das sie sich selbst schnitt,

sobald es länger als schulterlang wurde, und am Hinterkopf zu einem hohen Pferdeschwanz zusammenband. »Gott sei Dank ist Onkel Arn kurzsichtig«, dachte Cluny philosophisch, dann lief sie lachend die Treppe hinunter, denn auf einmal war ihr in den Sinn gekommen, dass die Stimme vielleicht ein bisschen Spaß haben wollte, und wenn dem so sein sollte, würde er nicht übel zusammenzucken bei ihrem Anblick.

III

Wie sich herausstellte, war Nummer 10 A kein Haus, sondern ein Atelier, das in den glorreichen Tagen viktorianischer Kunst auf einem Villengrundstück gebaut worden war. Später war die Villa in ein Mietshaus umfunktioniert worden und das Atelier in eine Garage, die Mr. Hilary Ames schließlich wieder in ein Atelier zurückverwandelte. Er war kein Künstler, aber er gab gern Partys. So auch heute Abend, und deswegen war es besonders wichtig, dass die Verstopfung seines Waschbeckens behoben wurde. Doch Clunys mutwillige Überlegungen waren durchaus gerechtfertigt: Ihre tiefe Stimme, die seltsam unpassende Beschäftigung – das hatte seine Phantasie beflügelt. Was andererseits kein Kunststück war, denn Mr. Ames hatte ein Faible für junge Frauen, und seine Phantasie war ziemlich leicht zu erregen. Cluny hatte ebenfalls recht gehabt, als sie voraussagte, dass er bei ihrem Anblick aufs Erste erschrecken würde. Sie kam, klopfte und wurde eingelassen, und tatsächlich malten sich auf dem Gesicht des Herrn äußerst gemischte Gefühle.

»So, dann zeigen Sie doch mal, wo der Schuh drückt«, sagte Cluny wohlwollend, die ihn überragte wie ein junger Polizist. Sie war wesentlich größer, und das erste, was ihr an Mr. Ames auffiel, war der kleine kahle Fleck auf seinem Kopf. Ansonsten war er um die fünfzig, mollig und trug einen gelben Pullover, der sechs Pfund gekostet hatte und in dem er nach Clunys Meinung wie ein Kanarienvogel aussah.

Mr. Ames wiederum warf einen Blick auf Clunys Nase und ließ sofort alle vergnüglichen Gedanken fahren. Stattdessen führte er sie in eine kleine übelriechende Spülküche. In der Spüle stand bis zum Rand das fettige Wasser, das zum Teil auch schon auf den Boden geschwappt war. Doch es schien nichts geplatzt zu sein, und es roch auch nicht nach Gas. Cluny stellte mit einer unerhört kompetent wirkenden Bewegung ihre Tasche ab, zog ihren guten Mantel aus und reichte ihn Mr. Ames. Anders hätte Mr. Porritt es auch nicht gemacht.

»Können Sie das wieder in Ordnung bringen?«, fragte Mr. Ames besorgt. (Das fragten sie alle.) »Ich erwarte gegen sechs nämlich Freunde, und dann darf es hier nicht so aussehen und so riechen.«

»Ja, das würden sie allerdings schon meilenweit riechen«, bestätigte Cluny fröhlich. »Haben Sie einen Kleiderbügel?«

»Natürlich«, sagte Mr. Ames überrascht. »Brauchen Sie einen?«

»Hier nicht«, meinte Cluny, »aber vielleicht wollen Sie meinen Mantel daran aufhängen.«

Sobald er sich zurückgezogen hatte, um einen Bügel zu holen, löste sie ihre Strumpfhalter und rollte die Strümpfe bis unters Knie herunter. (Es waren nämlich

ihre guten.) Dann krepelte sie die Ärmel hoch, raffte den Rock bis zu den Knien und machte sich an die Arbeit. Es war nicht schwer: Man musste nur eine Schraube lösen, das Gewinde aufschrauben und das stinkende Wasser in einen Eimer laufen lassen. Im Moment war die Verstopfung noch massiv, doch Cluny stocherte mit einem Bambusstab so lange darin herum, bis sie noch den letzten Pfropfen herausgeholt hatte. Dann drehte sie den Hahn auf, um ordentlich durchzuspülen, und um die Sache abzurunden, scheuerte sie das Waschbecken noch kurz mit Vim. Schließlich machte Cluny noch die Hintertür auf, um die Eimer in ein paar ungepflegte Büsche zu leeren, und bei der Gelegenheit nahm sie auch gleich noch die Milchflaschen mit rein, die dort standen. In diesem Moment kam Mr. Ames zurück, und dieser Moment war von besonderer Bedeutung. Clunys große, dünne Gestalt, die sich dunkel im Gegenlicht abzeichnete, wirkte wunderbar harmonisch mit dem Eimer in der einen Hand und den Flaschen in der anderen. Als sie den Kopf wandte, sah der lächerliche Pferdeschwanz aus wie ein kühner kalligrafischer Schnörkel. Sie sah niemand anders auf der Welt ähnlich außer sich selbst, und als sie mit der Milch hereinkam, sah sie zugleich so aus, als würde sie in diese Umgebung gehören. Aus unerfindlichen Gründen fühlte sich Mr. Ames an eine Amsel auf dem Fensterbrett erinnert.

»Da sind Sie ja!«, sagte Cluny. »Hier, alles wieder blitzsauber!« Sie stellte Eimer und Flaschen ab und schaute ihn an. Mr. Ames erwiderte ihren Blick, und einen Moment schwiegen beide.

»Wenn Sie finden, dass zehn Schilling doch zu viel sind ...«, sagte Cluny verunsichert.

»Nein, natürlich nicht ...«

»Und das Taxi hat drei Shilling Sixpence gekostet. Aber für den Rückweg brauch ich keins.«

»Machen wir einfach ein Pfund für alles zusammen«, meinte Mr. Ames.

Davon wollte Cluny jedoch nichts wissen. Sie nahm den Schein, gab aber sechs Shilling Sixpence heraus, und dann packte sie ihr Werkzeug wieder ein. Mr. Ames merkte, wie Sekunde um Sekunde verstrich, aber der stetig steigende Druck seiner unehrenhaften Absichten fühlte sich an wie eine milde Gehirnerschütterung, und er brachte kein Wort heraus. Zum ersten Mal in seinem Leben wusste er nicht, wie er den Anfang machen sollte. Doch es gab einen Weg, der so einfach und so naheliegend war, dass Cluny ihn völlig unbekümmert selbst beschritt.

»Kann ich mich irgendwo waschen?«

»Du liebe Güte, ja, natürlich!«, rief Mr. Ames.

Als er sie ins Badezimmer führte, hatte er seine Souveränität zurückgewonnen. Das war genau der richtige Ort, um ihre Bewunderung zu erregen, und daran war ihm jetzt sehr gelegen. In dieser Hinsicht vertraute er vollkommen auf sein Badezimmer, und er wurde nicht enttäuscht. Vor der riesigen goldgelben Badewanne, den goldgelb getönten Spiegeln, den Vorhängen aus Ölbatist und den zahllosen glänzenden Vorrichtungen war Cluny jetzt ihrerseits sprachlos. Sie starrte und starrte, bis ihre Augen nur noch zwei große Tintenflecken waren.

»Schön?«, fragte der Besitzer.

»Himmlisch!«, hauchte Cluny.

»Mir gefällt es auch«, sagte Mr. Ames, »obwohl meine Freunde immer meinen, es hat was von einem Liebesnest.« Er ließ diesen Ausdruck gern in Unterhaltungen

mit jungen Damen einfließen, um ihre Reaktion zu testen. Clunys Reaktion war eine unerwartete.

»Ich wünschte, Onkel Arn könnte das sehen!«

Mr. Ames erkundigte sich leicht irritiert, warum ausgerechnet Onkel Arn.

»Weil er Klempner ist«, erklärte Cluny. Mit professioneller Miene untersuchte sie die Wasserhähne, den Abfluss, die geschwungene Handbrause; das gelbe Gummikissen und der fischförmige Aschenbecher riefen ein Gefühl in ihr hervor, das über das rein Ästhetische hinausging. Als sie die Seidigkeit der Vorhänge an ihre Wangen legte, begann sie fast zu schnurren. »Das ist ja wie im Film!«, seufzte sie schließlich. »Darf ich mich hier wirklich waschen?«

»Natürlich dürfen Sie das. Nehmen Sie gern ein Bad«, sagte Mr. Ames.

Er steckte sich eine Zigarette an, während Cluny überlegte. Die Situation war durchaus ungewöhnlich, denn sie brauchte ja tatsächlich ein Bad; Mr. Ames war das aufgrund seiner größeren Erfahrung natürlich viel deutlicher bewusst als Cluny. Ihm war klar, dass er diesen Schachzug noch nie unter günstigeren Umständen gemacht hatte, und er hielt es für ein gutes Omen.

»Das ist wirklich *zu* nett von Ihnen ...«, sagte Cluny.

»Ach, ist doch nicht der Rede wert. Ich hol Ihnen ein Handtuch.«

Doch Cluny Brown hatte sich noch nicht entschieden. In den Porritt-Trumper-Kreisen, in denen sie erzogen worden war, nahm man nicht einfach mal so ein Bad. Man plante es im Voraus, immer im Hinterkopf, wann der Boiler an war und wer sonst noch baden wollte, und vor allem brauchte man nach dem Baden frische Unter-

wäsche. Cluny hatte natürlich keine frische Wäsche mit, und das verdarb ihr die Sache. Außerdem hatte sie das Gefühl, dass sie mit dem Waschbecken fast genauso viel Freude haben würde.

»Ich werde mich nur schnell am Waschbecken waschen«, sagte sie. »Aber danke trotzdem.«

»Ein Bad wäre doch viel besser«, meinte Mr. Ames.

»Rieche ich etwa?«, fragte Cluny besorgt.

Da machte Mr. Ames den großen Fehler. Er hätte ihr die Wahrheit sagen sollen, dass sie nämlich wirklich ziemlich ungut roch. Aber er war nicht an Leute gewöhnt, denen man einfach die Wahrheit sagen konnte.

»Du lieber Himmel, nein.«

»Dann wasche ich mich einfach nur kurz«, beschloss Cluny. »Gehen Sie raus.«

Die Tür hatte keinen Schlüssel, aber das machte ihr keine Sorgen, denn Mr. Ames wusste ja, dass sie im Bad war. Nachdem Cluny das Oberteil ihres Kleides heruntergestreift hatte, übergoss sie sich mit dem wunderbar heißen Wasser und ließ die geranienduftende Seife nur so schäumen. (Mr. Ames, der die Tür leise wieder aufgemacht hatte, sah nur ihren langen, schmalen, elfenbeinfarbenen Rücken, während Cluny die Augen voller Schaum hatte und Mr. Ames nicht sehen konnte.) Der süß-würzige Geruch gefiel ihr, er übertönte das letzte bisschen Aroma von Kohl-Wasser, und schließlich zog sie ihr Kleid mit wohlbegründeter Zufriedenheit wieder an. Natürlich glänzte ihre Nase jetzt, aber aus irgendeinem glücklichen Zufall stand bei den Toilettenartikeln auch eine große Schale Puder. Cluny sparte ungern am falschen Ende, weswegen Mr. Ames, der im Atelier Cocktails mixte, sie auch schon roch, bevor er sie sah.

Er sprach nicht gleich. Hier wiederholte sich ein besonderer Moment (und Mr. Ames war ein Kenner solcher Momente): So wie ihn vorher die seltsame Selbstverständlichkeit überwältigt hatte, mit der Cluny zur Hintertür hereinkam, so war er jetzt überwältigt von der Selbstverständlichkeit, mit der sie aus seinem Bad trat. Er schaute sie lange an, dann stellte er den Cocktailshaker ab, dass das Eis klirrte.

»Cocktail oder Tee?«, fragte er.

»Cocktail«, erwiderte Cluny ohne zu zögern.

Er reichte ihr das kleine eiskalte Glas – der erste Cocktail, den Cluny Brown je in der Hand gehalten hatte. Es war ein trockener Martini, und er plätscherte in einem einzigen langen Schluck durch ihre Elfenbeinkehle.

»Du meine Güte!«, rief Mr. Ames. »So trinkt man den doch nicht!«

»Bier schon«, meinte Cluny unschuldig.

Mr. Ames, der von dieser Einfalt seltsam berührt war, bat sie, sich aufs Sofa zu setzen, und wartete mit fast schon väterlicher Besorgnis auf die Wirkung. Die schien jedoch auszubleiben. Auf seine Frage, wie es ihr ging, erwiderte Cluny, dass es ihr gut gehe, und sie bat ihn um einen zweiten Drink, damit sie ihn diesmal vorschriftsmäßig trinken konnte. Mr. Ames goss ihr einen kleinen ein und sich selbst auch noch einen, und unter seiner Anleitung versuchte es Cluny noch einmal – sie nahm kleine Schlückchen und stellte das Glas zwischendurch auf einem niedrigen Wohnzimmertischchen ab. Das Sofa war ebenfalls niedrig, sehr breit und weich, mit einem ganzen Kissenberg im Rücken. Cluny lehnte sich bequem zurück und wiegte sich in dem Glauben, dass Cocktails wesentlich entspannender waren als Orangen-

saft und ihren Körper zweifellos viel besser beleben konnten. Mr. Ames stützte sich auf einen Ellbogen und beobachtete sie. Mittlerweile konnte er nicht mehr nachvollziehen, dass er sie jemals unansehnlich gefunden haben sollte: Er sah jetzt nur noch die außerordentliche Zartheit ihrer weißen Haut und den außerordentlich klaren Schnitt der Lider über ihren schmalen schwarzen Augen.

»Aber erwarten Sie nicht gleich Besuch?«, fragte Cluny plötzlich.

»Sie bleiben einfach hier.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Ganz bestimmt.«

»Vielen Dank«, sagte Cluny.

Mr. Ames musste sich sehr beherrschen. Sein Verlangen, sie zu seiner Geliebten zu machen, war mittlerweile übermächtig, aber die Zeit war gegen ihn. Seine Freunde konnten tatsächlich jeden Augenblick eintreffen – die Drake zum Beispiel, die immer mindestens eine Stunde zu früh kam, um ihm von ihren Sorgen zu erzählen ... und um einen Cocktail vorweg zu nehmen und sich dabei auf dem breiten Sofa zurückzulehnen, wie es jetzt Cluny tat ... Die Erinnerung daran war so unangenehm, dass Mr. Ames darin mit prickelnder Vorfreude eines der ersten Anzeichen einer echten Affäre erkannte: den Wunsch, die Vergangenheit auszulöschen. Er konnte es sich leisten zu warten – zumindest, bis die Party vorbei war, und Cluny würde einfach bleiben, um ihm beim Aufräumen zu helfen. Um der Versuchung zu widerstehen, riss sich Mr. Ames also von den Kissen los, und Cluny sprang ebenfalls auf, weil sie glaubte, dass es Zeit fürs nächste Schlückchen war. Sie beugte sich vor, um nach ihrem Glas zu greifen,

ihre Schultern berührten sich, und in diesem Augenblick hörte man Schritte in der Küche. Jemand war durch die Hintertür hereingekommen, jemand war auf der Schwelle zum Atelier, und Mr. Ames, dem wieder einfiel, dass die Drake die grässliche Angewohnheit hatte, ihn zu überraschen, zwang sich mit einem schwachen Lächeln, sich umzudrehen.

Aber es war gar nicht die Drake. Dort stand Mr. Porritt mit der finstersten Gewittermiene.

IV

Cluny, die ihren Onkel wirklich sehr gern hatte, sprang mit sichtlicher Freude auf. Mr. Ames erhob sich ebenfalls, aber etwas langsamer. Später sollte er eine amüsante Geschichte daraus machen, aber in diesem Augenblick war die Situation gar nicht lustig. Mr. Porritt wirkte seltsam furchteinflößend.

»Onkel Arn!«, rief Cluny. »Bist du wegen dem Waschbecken gekommen?«

Mr. Porritt antwortete nicht. Er kam auf sie zu, nahm ihr das Glas aus der Hand, schnupperte daran und leerte es dann auf den Boden aus.

»Ich muss doch sehr bitten!«, protestierte Mr. Ames. (Er war für seine Geistesgegenwart bekannt, für seine Schlagfertigkeit und seine Gewandtheit in allen Lebenslagen, aber angesichts dieses Klempners verließen ihn vorübergehend alle drei, so dass dieser schwache Ausruf alles war, was er vorbringen konnte.) »Ich muss doch sehr bitten! Was ist denn los?«

»Das ist los«, erwiderte Mr. Porritt wütend. »Einem

jungen Mädchen starke Spirituosen zu verabreichen. Cluny Brown, komm her.«

Als Cluny brav einen Schritt auf ihn zu machte, schlug ihm süßlicher Geraniengeruch in die Nase.

»Wie hat er dich hierhergekriegt?«, wollte Mr. Porritt wissen.

»Er hat angerufen, weil sein Spülbecken verstopft war.«

»So was geht dich überhaupt nichts an, das weißt du sehr gut.«

»Ich hab mir gedacht, ein Spülbecken kann ich schon reparieren. Und ich hab es auch hingekriegt. Schau es dir doch an«, sagte Cluny stolz. »Außerdem hat er mir zehn Shilling geboten.«

»Zehn Shilling! Und die hast du angenommen?«

In der irrigen Annahme, sie könnte damit Mr. Ames' gute Absichten beweisen, zog Cluny den Schein aus der Tasche. Glücklicherweise schaute Mr. Porritt nicht genau genug hin, um zu sehen, dass es eine Pfundnote war, aber er nahm sie ihr aus der Hand und warf sie auf den Boden. Und zu guter Letzt stellte er die entscheidende Frage:

»Hat er irgendwas mit dir gemacht, was ich wissen müsste?«

»Nein, ich glaube nicht«, sagte Cluny.

Diese Antwort, die sowohl für ihren Onkel als auch für den sich windenden Mr. Ames höchst unbefriedigend war, war nur ihr Versuch, die Wahrheit zu sagen: Cluny war der Meinung, dass nichts gewesen war, aber wie ihr Onkel darüber denken mochte, war eine andere Sache.

»Dann hol deinen Mantel«, sagte Mr. Porritt mit belegter Stimme.

Cluny schaute Mr. Ames an, und der ging mit der

er seine sonst so gesetzte Ausdrucksweise und erklärte in einem Wortschwall, dass Cluny seiner Meinung nach um ein Haar verführt worden wäre, und des Weiteren, dass sie es ja geradezu herausgefordert habe. Als sie das hörte, blieb Cluny stocksteif am Embankment stehen und wurde erst dunkelrot, dann weiß, so dass ihr Onkel schon meinte, sie würde gleich ohnmächtig werden. Tatsächlich war ihr auch ziemlich blümerant zumute, aber das lag daran, dass die Cocktails, die sie nur auf eine Unterlage von Orangensaft genossen hatte, nun ihre Wirkung taten. In erster Linie fühlte sie eine überwältigende, hoffnungslose Wut auf die Dummheit des Universums, die sie gerade in Mr. Porritt verkörpert sah. Sie war ebenso groß wie fast schon wieder unpersönlich: Es war die allumfassende Wut der unwissenden Jugend, und Cluny musste sich an der Brüstung festhalten, als sie sie überkam.

»Na gut, dann eben nicht«, ruderte Mr. Porritt zurück.
»Ich glaube dir. Aber was ihn angeht ...«

»So ist er nicht!«, rief Cluny. »Du hast ihn ja nur ganz kurz gesehen, und ich war stundenlang da ...«

»Es dauert doch nicht stundenlang, ein Waschbecken zu reparieren«, brüllte Mr. Porritt.

»Ich musste mich doch waschen, oder? Ich hätte sogar beinahe ein Bad genommen ...«

»Du hättest beinahe *was*?«

»Ein Bad genommen. Er hat gesagt, ich dürfte. Es war wunderschön.«

»Wenn ich das gewusst hätte ...«, tobte Mr. Porritt, doch dann riss er sich zusammen, denn langsam fingen die Leute an zu schauen. Aber sein Blut war in Wallung. Inzwischen hatte er völlig vergessen, wie Mr. Ames wirk-

lich ausgesehen hatte, stattdessen sah er nur noch eine riesige, aufgeblasene Gestalt, die in verwerflichem Luxus schwelgte. Cluny hingegen sah eine Art kleinen älteren Gentleman. Die Wahrheit, die in der Mitte lag, entging ihnen beiden. Aber unterm Strich war Mr. Porritt von der treffenderen Annahme ausgegangen. »Wenn ich nicht gekommen wäre!«, murmelte er immer wieder, als sie sich wieder in Bewegung setzten, und der Gedanke entsetzte ihn. Es war reiner Zufall gewesen, dass er Stunden vor seiner gewohnten Uhrzeit das Haus der Trumbers verlassen hatte, reiner Zufall, dass er ins Auftragsbuch geschaut und den Eintrag in Clunys Handschrift gesehen hatte. Danach musste er natürlich hingehen, um sicherzugehen, dass sie keinen Schaden anrichtete, aber wenn er nicht ...

»Können wir nicht mit dem Bus fahren?«, fragte Cluny plötzlich.

Sie sah schrecklich aus, man sah nur Augen und Nase in diesem Gesicht, und in Mr. Porritts Brust machte mal wieder jedes andere Gefühl dieser schieren Verblüffung Platz. Was sahen diese Männer nur alle in ihr? Was konnte irgendjemand in ihr sehen? Er konnte sich noch erinnern, wie Floss das Mädchen immer verteidigt und gemeint hatte, sie sei gar nicht so unansehnlich, wie die Leute immer behaupteten. Aber das war typisch Floss. Immer so nett. Und Cluny hatte sie geliebt, erst seit Floss von ihnen gegangen war, war sie so unlenkbar geworden. »Ich verstehe sie einfach nicht«, dachte Mr. Porritt unglücklich. Er hatte Cluny gegen die Trumbers verteidigt, aber in seinem Innersten wusste er, dass sie recht hatten: Das Mädchen musste lernen, wo sein Platz war.

Als sie die Bushaltestelle erreichten, hatte Mr. Porritt

eine Entscheidung getroffen. Er wandte sich zu Cluny und bedachte sie mit einem langen, feierlichen Blick.

»Eins ist hiermit beschlossen« erklärte Mr. Porritt.
»Du gehst mir jetzt in Stellung.«